Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 21 Bremen-Berlin, den 21. Mai 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Tempel des Geistes. Von C. B. — Das kirchliche Frauenstimmrecht. II. Von O. Veeck. — Quellenlektüre als Grundlage des kirchengeschichtlichen Unterrichts auf höheren Schulen. II. Von D. Paul Mehlhorn. — Was versteht die Naturforschung heute unter „Zweckmäßigkeit"? — Das Problem des Lenauschen Faust. I. Von Ulrich Buurman. — Die Blindenanstalt in Zürich. Von J. Rudolf Egg. — Quittung. — Vom Büchertisch.

Tempel des Geistes.

1. Kor. 3, 16.

Wo willst du ihn suchen, den Pfingstgeist? Und wo meinst du vor allem seinen Tempel zu haben? In deinem Gotteshaus? Wohl; aber bringe einen Geistesfunken mit, sonst wirst du der heiligen Glut nicht inne, die etwa drinnen wogt, sie findet keinen Berührungspunkt an dir, du fühlst nicht, daß „der Scheiter viel in einer Flamme brennen". Oder scheint er dir draußen in dem großen Naturtempel auferbaut zu sein, dessen Mauern die Berge, dessen gewölbte Decke der Himmel ist? Wohl; aber bringe einen Sinn der Stille mit, sonst wird dich auch das geheimnisvolle Rauschen der Waldeswipfel und die feierliche Klarheit des gestirnten Himmels nicht weihevoll stimmen. — Und wenn die Predigt drinnen dich nicht packen und fortreißen, den Funken nicht wecken, die getrennten Flämmchen nicht zusammenschmelzen kann? Und wenn der Frühlingsgarten draußen sich heute noch in einen Schauplatz blinder Zerstörungswut der Elemente verwandelt? Gott wohnet nicht in Tempeln, mit Menschenhänden gemacht; sein Geist ist auch nicht eingemauert in den großen Naturdom. — Oder findest du vielleicht, er erbaue sich selbst seinen Herrlichkeitsbau in den Gestaltungen des Völkerlebens, er, der unsichtbare Held des Dramas Weltgeschichte? Ihre Säulengänge durchwandern, das heiße, seine Großtaten im Geist und in der Wahrheit anbetend würdigen? Seinen besten Baugehülfen, den großen Religionsstiftern, den Reformatoren, den Vorkämpfern des Kulturfortschritts und der sozialen Versöhnung bei ihrem Werke zuschauen, das heiße, sein machtvolles Antreiben, Fortschreiten, Siegen verfolgen? Alles wahr! Aber bringe deine fromme, begeisterte Betrachtungsweise mit, sonst bleibt es am Ende beim Beschreiben der Zufälle, beim Zergliedern der Stückwerke, das Große wird klein, der Feuerwein des Geistes zu Wasser. Bringe ein Organ der Verehrung für die Geisteshelden mit, einen Zug fröhlichen Glaubenstrotzes und eine innige Gemütsart für unsern Luther, eine Kraft der Liebe und des siegesgewissen Idealismus für den Heiland selbst und seine geistestrunkenen Apostel, sonst werden sie dir am Ende alle, alle bloß nüchterne Glieder der großen Kausalkette sein.

Die innere Lebensglut, die Stille, die Glaubenskraft, die du in allen diesen Fällen mitbringen mußt, — der Geist Gottes ist es, der in dir wohnt. Erkenne dies und deine Seele erlebt ihr Pfingstfest. Und wisse: du selbst sollst erst einmal ein Tempel jenes Geistes sein. Ein Tempel, dessen Grundstein tatbereite Liebe heißt, dessen Strebepfeiler Glaube und Hoffnung, dessen Tragsäulen Demut und Geduld sind, dessen Krönung das Kreuz, die Leidensweihe, der Ewigkeitsernst ist. Ein Tempel, aus dem aller Staub der Gemeinheit ausgefegt ist, auch der Krämersinn, der ihn zur Mördergrube, der Pfaffensinn, der ihn verhaßt macht, der Buchstaben-Knechtssinn, der den Modergeruch der Totengrüfte hineinträgt. Die Fenster auf, daß der warme Sonnenschein des Lebens hineinleuchte, die Thore auf, daß der Luftzug frischen Werdens, bewegter Zeiten hindurchwehe! Der Tempelbau deines Wesens muß seinen eigenen Gegenwartsstil haben, wenn auch ehrwürdige Granitblöcke der Vergangenheit sein Material bilden. Ein Allerheiligstes muß in ihm sein, in dem du, ob auch vielbedrängter Arbeiter, dich sammeln, dem Geiste lauschen und Kräfte zur Ausübung eines reinen, menschlichen Priestertums sammeln kannst. Wachse, du Geistestempel Persönlichkeit, und herrlicher als der herrlichste Marmorbau, der, mit festlichen Blumengewinden umkränzt, mit einem „Wunderglockenspiel" die Scharen der Anbeter herbeilockte, herrlicher bist du!"

Und doch, noch einen unendlich viel größeren siehst du aufragen, sich langsam zusammenschließen. Seine Wände, seine Zinnen blitzen stückweise, halb verhüllt, durch die Nebel. Das ist der Tempel der großen geisterfüllten Gemeinde der Persönlichkeiten. An ihm können wir Einzelnen nur „lebendige Steine" sein, berufen, mitzutragen, aber auch getragen zu werden. Schon um seinetwillen sollten wir davor zittern, irgendwie Tempelschänder an uns selbst, irgendwie Tempelzerstörer an andern zu werden, denn wir hielten damit das höchste, heiligste Werk des Geistes auf Erden auf. In weiter Ferne noch liegt seine Vollendung. Aber zu Pfingsten, da erfaßt und durchbraust es anfeuernd unsere Seele, das Lied der geahnten Vollendung, die herrlichste Verschmelzung der Töne: ein gewaltiges Brausen vom Himmel und ein zum Himmel emporbrausender Jubelgesang gottbegeisterter Wesen. C. B.

Das kirchliche Frauenstimmrecht.

Nach einem Referat in einer vom „Deutschen Verein für Frauenstimmrecht" einberufenen Versammlung im Künstlerverein zu Bremen am 13. März 1904.

II.

Die Bedenken, welche gegen das kirchliche Frauenstimmrecht erhoben werden, sind im Grunde dieselben, die gegen Erweiterung der Frauenrechte überhaupt erhoben werden. Es ist ein alter Spruch, in den noch jetzt viele Deutsche einstimmen:

„Wo die Landsknecht' sieden und braten,
Pfaffen in weltlichen Dingen raten,
Und Weiber sitzen im Regiment,
Da nimmt es selten ein gutes End'."

Man sagt, und gewiß sagen das viele Männer und auch viele Frauen mit aufrichtigem Herzen: Die Frau ist die Hüterin des Hauses, die Wächterin über Anstand und gute Sitten, die Erzieherin der Kinder! Sie hat auch so einen unberechenbaren Einfluß auf das Familien- und Volksleben. Zu freier Betätigung auf dem weiten Gebiete christlicher Wohltätigkeit, vor allem der Krankenpflege, aber auch zur Betätigung in der christlichen Gemeinde hat sie Gelegenheit genug. Wenn sie hinaustritt in den Kampf des Lebens und teilnimmt an politischen und kirchlichen Bestrebungen, verliert sie von der eigentümlichen Würde, die ihr Geschlecht auszeichnet. Den verschiedenen Geschlechtern ist aber durch die verschiedene Organisation und Beanlagung eine verschiedene Betätigung zugewiesen. Die Frauen sind reich an Gefühl, aber urteilen auch allzuleicht nach Gefühl und Gemüt, wo ein scharfer, eindringender Verstand, ruhig abwägendes Urteil und ein starker Wille in Frage kommen. Diese Männer und Frauen könnten darauf hinweisen, daß sehr viele Frauen Stimmfähigkeit und Wählbarkeit zu politischen und kirchlichen Ämtern gar nicht wollen. Z. B. einige Frauenvereine des Kantons Zürich hatten das kirchliche Wahlrecht gefordert; als eine Abstimmung sämtlicher Frauenvereine des Kantons über diese Forderungen veranstaltet wurde, ist die Mehrheit der Stimmen gegen die Einführung des Wahlrechts der Frauen abgegeben worden.

Sie haben gehört, daß Professor Troeltsch, ein Mann, der meines Wissens den Evangelisch-Sozialen nahe steht, eine Entmännlichung der Kirche befürchtet. Ähnlich spricht sich Professor Achelis in Marburg, früher Pfarrer in Hastedt, aus. Er sagt zwar auch: „In den Gottesdiensten ist die Zahl der Frauen sehr viel größer, als die der männlichen Gemeindeglieder. Bei den Wahlen, besonders der Pastoren, sind keineswegs immer religiöse Gesichtspunkte maßgebend, oft genug kirchenpolitische, staatspolitische, parteipolitische usw." Er fürchtet, daß die Prediger dann noch einseitiger dem Gefühlsstandpunkt der Frauen in der Predigt Zugeständnisse machen könnten, was jetzt schon zu viel geschehe, „so daß der religiöse Gedanke dabei zu kurz kommen könnte". — Es wird auch von den Gegnern des kirchlichen Frauenstimmrechts darauf hingewiesen, daß durch eine solche Neuerung die Eintracht der Ehegatten leicht gestört werden könnte, wenn die Ehegatten den verschiedenen religiösen Richtungen und kirchlichen Bestrebungen zugetan seien. Die Liberalen fürchten auch, daß die Mehrzahl der abgegebenen Frauenstimmen kirchlich-konservativ ausfallen würde. Bei den Pfarrwahlen zumal sei eine objektive Wahl eher noch durch Männerstimmen zu erzielen, als wenn den Frauen die Entscheidung zufalle. Es sei Gefahr, daß dann etwa allzusehr die Gestalt des Kandidaten, seine schöne Stimme, seine Freundlichkeit 2c. den Ausschlag gebe. Die Verwaltung einer Gemeinde, des Gemeindevermögens, Besetzung der Stellen sei Sache der Männer. Es kann auch nicht verschwiegen werden, daß selbst Hilty sagt, es bestehe auch eine nicht immer unbegründete Furcht vor einer zu weitgehenden Emanzipation, „denn nicht alle Frauenrechtlerinnen sind immer lebendige Empfehlungen ihrer Sache." Wenn daher den heutigen Frauen überhaupt ein strategischer Rat erteilt werden sollte, so wäre es der: „Schreiben Sie vorläufig viel weniger, lesen Sie keine materialistischen Schriften, überhaupt stellen Sie sich nicht auf diese Seite und endlich: erziehen Sie Ihre Töchter besser." Für mich persönlich war es z. B. immer ein Rätsel, wie Frauen für Nietzsche schwärmen können, der ihnen immer Geiselhiebe versetzt und dem Frauenstimmrecht aufs heftigste widerstreiten würde.

Was ist darauf zu erwidern? „Vorläufig gewährt die Kirchengesetzgebung den Frauen weniger, als die Gerechtigkeit fordert, als das richtig verstandene und zeitgemäß fortgebildete Prinzip der christlichen Ethik für sie fordert" (Hilty). Letzteres hebt besonders Professor Pfleiderer scharf hervor: „In religiöser Hinsicht ist es gewiß, daß das Christentum von Anfang an die volle Gleichberechtigung der beiden Geschlechter anerkannt hat. Jesus hat Marc. 3, 35 gesagt: „Wer irgend den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder, Schwester und Mutter." Die fromme Frau ist ihm also ebenso innig verwandt, wie der fromme Mann. Und Paulus sagt von der Gemeinde der auf Christum Getauften: „Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern ihr seid alle eins in Christus Jesus" (Gal. 3, 28). Er will damit sagen, daß für die durch die Verbindung mit Christus bewirkte neue religiöse Persönlichkeit der Unterschied der Geschlechter ebenso bedeutungslos geworden sei, wie der der Nationen und Stände. Also die volle Ebenbürtigkeit beider Geschlechter in der höchsten menschlichen Lebensbeziehung, dem religiösen Verhältnis zu Gott, ist jedenfalls eine unbestreitbare christliche Überzeugung." — Nun erwarten alle religiös und kirchlich gerichteten Männer von den Frauen, daß die Frauen auch ihre ganze Persönlichkeit einsetzen für das religiöse und kirchliche Leben der Gemeinde und der Kirche. Wir legen z. B. den höchsten Wert darauf, daß die Frauen in der Gemeinde uns helfen, Krankenpflege und Armenpflege zu treiben oder etwa die Kirche auszuschmücken, vor allem, daß sie am Gottesdienste regen Anteil nehmen. Wenn es nun, dem Zuge des modernen Lebens entsprechend, in der Frauengemeinde sich regt und eine immer stärker werdende Anzahl von Frauen es fordert, auch eine rechtliche Basis für ihr Wirken zu gewinnen, so können wir diesem Bestreben die prinzipielle Berechtigung nicht absprechen. Und wenn Männer, die auch eine Familie haben und ihre Familie nicht vernachlässigen, sich mit politischen und kirchlichen Dingen beschäftigen können, so kann es doch auch Frauen geben, welche treffliche Hausfrauen sind und ihrem Hause wohl vorstehen, die auch noch dem Allgemeinwohl, der Gemeinde, dem Staat glauben dienen zu können und es auch wollen, wenn man sie ruft und ihre Arbeit anerkennt.

„Ein Mensch ohne größere Lebensziele verkommt allmählich", sagt Hilty. Es gibt aber Frauen, die solche Lebensziele haben, die auch gebildet genug sind und auch wissen, daß nicht alle Dinge mit dem Gefühl entschieden werden können. Sonst hätten sie doch nicht z. B. in der bürgerlichen Armenpflege beschäftigt werden dürfen. Dazu kommt, daß vielen Frauen der Eintritt in die Ehe versagt ist oder sie mit Willen aus besonderen Gründen unverehelicht geblieben sind — diese Freiheit muß ihnen doch auch zustehen, wie dem männlichen Geschlechte —, ferner, daß viele einen selbständigen Haushalt leiten. Sollen diesen Frauen, wenn sie es verlangen, nicht größere kirchliche Rechte zugestanden werden? Z. B.: Wir haben in unseren bremischen Gemeinden eine ganze Anzahl von Frauen, welche Plätze in der Kirche gemietet haben oder einen jährlichen festen Beitrag entrichten, die auch keine männliche Stellvertretung haben; ich finde keinen Grund, warum diesen Gemeindemitgliedern in einer christlichen Gemeinde nicht auch das Recht gegeben werden sollte, ihr Wahlrecht bei Pfarrwahlen auszuüben oder im Konvente sich an den Aufgaben der Gemeinde zu beteiligen und darin auch ihr Stimmrecht für die Wahlen zu Gemeindeämtern auszuüben, worauf ich später zurückkommen werde.

Was nun den Einwurf betrifft, daß durch Verleihung des Wahlrechts an die Frauen die Eintracht zwischen Ehegatten gestört werden könnte, so ist darauf zu antworten, daß hier die Voraussetzung gemacht ist, daß die Ehegatten in religiöser Hinsicht immer auseinandergingen, daß also der Mann in der Regel freisinnig, die Frau konservativ gerichtet sei. Das ist gewiß oft der Fall; aber der Zwiespalt besteht denn doch in Wirklichkeit fort, auch ohne Wahlrecht der Frau, und die Frauen geben ihm auch manchmal Ausdruck, indem sie es verlangen und durchsetzen, daß die Kinder eines freisinnigen Vaters und einer orthodoxen Mutter orthodox

erzogen werden. Der starke Einfluß der Frauen in religiöser Hinsicht kommt also, auch ohne Wahlrecht, hier zum Vorschein. Es gibt aber auch liberale Frauen orthodox gerichteter Männer, und wir in Bremen haben, wie man in unseren Kirchen und in den Versammlungen des Protestantenvereins sehen kann, eine große Anzahl ausgeprägt liberaler Frauen. Sollten etwa die Töchter, die wir liberale Pfarrer unterrichten und konfirmieren, später alle wieder orthodox werden? Oder muß der kirchliche Liberalismus die Hoffnung aufgeben, daß er überhaupt die Frauen in seinem Sinne beeinflussen könnte? Das wäre doch ein zu geringes Vertrauen auf den Geist unserer Frauen oder den Sieg unserer Sache.

Ich will, um der späteren Diskussion nicht alles vorweg zu nehmen, nicht alle Einwendungen gegen das kirchliche Frauenstimmrecht erwähnen oder bestreiten, ich möchte nur noch mit ein paar Worten meine Ansicht zu dieser Frage aussprechen, immer im Hinblick auf bremische Verhältnisse. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die Frauen, die das kirchliche Stimmrecht fordern, zunächst die Vertreterinnen ihres Geschlechtes dafür gewinnen werden müssen. Selbst in der Schweiz ist die Mehrzahl der Frauen noch nicht auf ihrer Seite. Ferner ist gewiß, daß, wenn sie auch die Stimmfähigkeit erreicht haben würden, sie einen neuen Kampf führen müßten um die Wählbarkeit zu allen Ämtern. Ich bin frei von aller Furcht, daß einmal weibliche Pastoren den männlichen Konkurrenz bereiten könnten; ich habe auch gelesen, daß in einer englischen Freigemeinde die erste Pastorin, eine Deutsche, erwählt worden ist, deren Amtstätigkeit sich erst nach Jahren beurteilen lassen wird, aber ich glaube, die Zeit liegt noch sehr fern, wo wir auch in freien deutschen protestantischen Gemeinden weibliche Pastoren haben werden. Ich bin gewiß, daß die Frauen nur etappenweise ihrem Ziele näher kommen werden, und daß sie beides zusammen, die gleiche Stimmfähigkeit und Wahlfähigkeit wie die Männer, erst in einem viel späteren Zeitraum erlangen können, wenn ihre politischen Rechte überhaupt erweitert und die Vorbildung und Ausbildung unserer Jungfrauen und Frauen eine ganz andere geworden sein wird. Die Kirche ist eine konservative Macht. Das wird sich auch bei dieser Frage wieder zeigen.

In Bremen könnte die Aufsichtsbehörde, also die kirchliche Kommission des Senats, die Änderung nicht durch eigene Machtvollkommenheit einführen.*) Sie würde es auch nicht tun. In anderen Landeskirchen müßten die Synoden befragt werden. In Bremen fiele die Entscheidung den Kirchenvorständen und den Konventen zu. Ich weiß nicht, bezweifle es aber, ob in einer Gemeinde Bremens die Frauen das kirchliche Stimmrecht verlangt haben. Wollen es die Frauen, so müssen sie zur Selbsthülfe schreiten und mit Anträgen an die Kirchenvorstände kommen. Es wird sich dann zeigen, was die Stimmung der Männer ist, die jetzt noch die Gemeinde allein leiten.

Ich glaube, daß es auch hier schon im kirchlichen Leben stehende Männer gibt, besonders solche, die etwa in England oder in Amerika beobachtet haben, welchen Eifer die weiblichen Beamten der Gemeinden entfaltet haben, welche den Bestrebungen der Frauen bis zu einer gewissen Grenze entgegenkommen würden, wenn sie auch nicht gleich alle Forderungen aus praktischen Bedenken erfüllen würden. In den bremischen Gemeinden sollte meines Erachtens ein Anfang damit gemacht werden, den Frauen, die einen selbständigen Haushalt führen und einen regelmäßigen Beitrag zu der Kirchengemeinde bezahlen, auch die Konventsberechtigung zu erteilen, womit die Beteiligung an Pfarrwahlen schon gegeben ist. Die verheirateten Frauen könnten einwenden, daß auch sie, indem ihre Männer Beiträge zur Kirchenkasse zahlen, doch aus dem gemeinsamen Vermögen, ein Recht auf Stimmfähigkeit hätten. Das kirchliche Recht ist aber mit dem bürgerlichen Recht, das der Rechtsfähigkeit der Frauen bestimmte Grenzen zieht, so eng verbunden, daß das bürgerliche Recht auch zuerst geändert werden müßte, bevor die Kirchengemeinden zu einem solchen Schritt sich entschlössen. Vielleicht ließe sich dann eine Gesetzesbestimmung finden, daß für eine Haushaltung entweder der Mann oder die Frau nach Übereinkunft in Kirchensachen ihre Stimme abgäben. Auch würde der Ausweg ergriffen werden können, daß den Frauen eine beratende Stimme verliehen würde, oder daß ihnen eine gewisse prozentuale Anzahl von Stimmen für die einzelnen Organe der Gemeinde zugestanden würde. Jedenfalls ist ein berechtigter Kern in den Bestrebungen der Frauen, ein Stimmrecht in der kirchlichen Gemeinde zu erreichen. Für bestimmte Gebiete der kirchlichen Arbeit wäre die rechtliche Anordnung von Frauenämtern, z. B. in der Gemeindekrankenpflege und Armenpflege, eine Bereicherung, ein Gewinn. Große kirchliche Gemeinden könnten diese neuen Kräfte wohl gebrauchen, namentlich auch solche Gemeinden, die Schulen, Kinderhorte, Knaben- und Mädchenheime, Haushaltungsschulen, Herbergen unterhalten. Hier wäre volle Gleichberechtigung mit den Männern schon jetzt wohl erreichbar durch Gemeindebeschluß, dem die Aufsichtsorgane schwerlich Hindernisse in den Weg legen würden. —

*) Wir haben keine Synode. Die Einzelgemeinde hat größere Rechte als sonstwo. V.

In der nachfolgenden lebhaften Debatte, an welcher sich orthodoxe und liberale Männer beteiligten, erklärte sich die freilich nicht stark besuchte Versammlung mit den Grundgedanken des Referenten einverstanden.

Bremen. Veeck.

Quellenlektüre als Grundlage des kirchengeschichtlichen Unterrichts auf höheren Schulen.

II.

Von D. Paul Mehlhorn.

3. Eine dritte Gruppe von Quellenbüchern, die gleichfalls für die Schüler bestimmt ist, soll, wenn ich nicht irre, einen besonderen Leitfaden oder ein besonderes Hülfsbuch entbehrlich machen, wenn auch der Herausgeber des zuerst zu nennenden gegen den Gebrauch eines verständig eingerichteten Repetitionsbuches keinen prinzipiellen Widerspruch erhebt, wie ich aus seinen sonstigen Äußerungen weiß. Prof. Dr. Thrändorf, Seminaroberlehrer in Auerbach, hatte schon 1888 ein „Kirchengeschichtliches Lesebuch für Oberklassen höherer Schulen, zugleich als Handreichung für Religionslehrer an Volksschulen“, zusammengestellt (Dresden, Bleyl und Kämmerer, 73 S.), das im Unterschied von den bisher genannten Büchern nur die Neuzeit von Spener an behandelt. Die zweite verbesserte und vermehrte Auflage ist 1903 als dritter und letzter, aber bis jetzt allein vorhandener Teil eines von Thrändorf in Gemeinschaft mit Dr. H. Meltzer herauszugebenden „Kirchengeschichtlichen Lesebuchs“ zu dem äußerst niedrigen Preis von 70 Pfg. (gebunden 90 Pfg.) erschienen. Eine Zeittafel von dem Umfang einer reichlichen Druckseite ersetzt den „Leitfaden“; die letzten der mitgeteilten Urkunden sind die „sozialen Erlasse der deutschen Kaiser“ von 1881 und 1890. Schon das ist ein Zeichen des modernen Charakters dieser Quellensammlung, die dem für die Schüler der Oberklassen unserer höheren Schulen besonders verständlichen und kongenialen Zeitalter der Aufklärung einen verhältnismäßig breiten Raum gönnt (ein reichliches Viertel des Ganzen), dabei aber auch „positivere“ Strömungen und praktische Gründungen und Bewegungen keineswegs vernachlässigt, sodaß ich sie der Beachtung der Religionslehrer unseres Leserkreises dringend empfehlen möchte.

Als letztes Glied in der Kette der neueren Bemühungen um die Einführung unserer Jugend in die Quellen der Kirchengeschichte und zugleich als zweites Glied der letzten der drei unterschiedenen Gruppen ist nun noch das „Kirchengeschichtliche Lesebuch“ von Prof. Dr. H. Rinn und Pfarrer

Lic. Jüngst zu nennen (s. Fußnote v. Nummer). Daß die Bearbeiter ohne einen besonderen „Leitfaden" auszukommen gedenken, schließe ich aus der Einrichtung dieses Lesebuchs, in dem, „wo es notwendig schien, der Zusammenhang zwischen den einzelnen Stücken durch mehr oder minder ausführliche Darlegungen vermittelt ist", für welche Frakturschrift verwendet wird, während die „Quellenauszüge in Antiqua gedruckt sind". Die fremdsprachlichen Texte haben die Herausgeber größtenteils selbst, und zwar in gutem Deutsch, übersetzt.

Ursprünglich war Lic. Vollmer von Prof. Rinn als Mitarbeiter in Aussicht genommen. „Durch persönliche Verhältnisse sah sich dieser gezwungen, die begonnene Arbeit — einzelne Stücke in diesem Buche geben Zeugnis davon — abzubrechen." Für Vollmer trat Jüngst ein, der die mittelalterliche Scholastik und die Zeit von ca. 1600 an bearbeitet hat.

„Eine schwere Aufgabe haben wir mit dem vorliegenden Lesebuch zu lösen versucht. Hoffentlich ist die Lösung so gelungen, daß sie Gutes wirkt." So schreibt Rinn gegen Ende des Vorworts. Der erste Satz ist richtig, die im zweiten ausgesprochene Hoffnung ist berechtigt, teilweise in reichem Maße erfüllt, während allerdings andere Teile manches zu wünschen übrig lassen. Rinn erwartet nicht, daß alle Stücke im Unterricht gelesen und durchgenommen werden können, und in der Tat ist gegen eine überquellende Fülle des Guten und Bedeutsamen nichts einzuwenden, wenn dadurch die Übersichtlichkeit nicht leidet und der Preis nicht zu sehr erhöht wird. Beide Anforderungen haben teils die Verfasser, teils der Verleger im Auge behalten. Der Preis ist in Anbetracht des Umfangs des Buches und der darin niedergelegten Arbeit ein sehr mäßiger, aber für die Schüler immerhin kein unbeträchtlicher, und eine kurze Zusammenfassung, in Form einer Geschichtstabelle oder eines Hülfsbuchs, dürfte den Unterrichtserfolg doch erleichtern und sichern. Umgekehrt aber vermisse ich doch manches Wesentliche, noch mehr bei Jüngst, der erst nachträglich als Mitarbeiter eintretend sich wahrscheinlich etwas beeilen mußte, als bei Rinn, der wohl den Ertrag langjähriger zielbewußter Sammelarbeit darbietet. So hat Jüngst Zinzendorf und seine Gemeinde, sowie die Vertreter der Aufklärung allzu kärglich behandelt, und die acht Zeilen von Hamann werden auch wenig zur Beleuchtung dieses Gegners der Aufklärung beitragen. Die ganze Zeit von 1813 bis heute stellt er unter die Überschrift „Die Zeit der praktisch-kirchlichen Organisationen". Schon was er selbst darbietet, fällt nicht ganz unter diesen Titel, namentlich „IV. Religiöse Typen und Individualitäten", wo wir übrigens mit Freude auch unseren beiden großen Staatsmännern, dem Freiherrn von Stein und dem Fürsten Bismarck, begegnen; anderes, was er berücksichtigen sollte, aber leider ganz unberücksichtigt läßt, würde diesen Rahmen vollends sprengen. Die in unserer heutigen Theologie und Kirche weitverbreitete übertriebene Abneigung gegen den „Intellektualismus" führt wohl auch Jüngst zu einer Unterschätzung der Wahrheitsfrage im heutigen religiösen Geistesleben zu gunsten der praktisch-organisatorischen Interessen. Darum kommen die verschiedenen Richtungen der neuen Theologie, die neuere Philosophie und Naturwissenschaft und ihr Einfluß auf jene, viel zu wenig zur Geltung. Mit einem Stück „aus der Vorrede des Lebens Jesu von Strauß" und „Beyschlags Erlösungslehre und Polemik gegen die Anselmische" ist diesem Desiderium doch nicht abgeholfen. Auch die Organisation, welche durch die lebendigeren Regungen des religiösen Wahrheitsbedürfnisses vor nun schon vier Jahrzehnten ins Leben gerufen worden ist, der deutsche Protestantenverein, bleibt unerwähnt! In einem hauptsächlich für Töchterschulen bestimmten Quellenbuch, wie dem von Barckhausen-Hübner, ist eine solche Selbstbeschränkung vielleicht einwandfrei, in einem doch weit mehr für die männliche Jugend bestimmten aber nicht.

Was die praktisch-kirchlichen Organisationen selbst betrifft, so ist das „kirchlich" nicht im allerengsten Sinn genommen, es wäre also auch Platz für das „praktische Christentum" der kaiserlichen Botschaft von 1881, für die evangelischen und katholischen Arbeitervereine, den evangelisch-sozialen Kongreß und anderes auf die große soziale Zeitfrage Bezügliche. In Sachen der Gustav Adolf-Stiftung würde ich von Zimmermann noch auf Großmann zurückgegangen sein. Das über und von Elisabeth Fry Mitgeteilte genügt mir nicht. (Übrigens ist J. an dieser Stelle aus der Disposition gefallen: statt c mußte ein β stehen, dem ein α vorauszugehen hätte.) Der Ausdruck: übersetzt oder vielmehr „überhunzt", mit dem ein lateinisches Wortspiel aus der Encyclica Ubi primum von 1824 wiedergegeben werden soll (S. 301), ist mir bisher unbekannt gewesen und erscheint mir nicht als glückliche Sprachbereicherung.

Diesen Ausstellungen gegenüber sei aber auch anerkannt, daß Jüngst uns manches recht Wertvolle bietet, manches weniger Bekannte und doch sehr Charakteristische, sowie manches recht Zeitgemäße, besonders auch die Stellung des Papsttums zu unseren vaterländischen Interessen Betreffende. Ich nenne z. B. Gellerts Äußerung über den Wert der Religion (S. 243), Polizeikirche im deutschen Polizei- und Kleinstaat (244), Aufhebung des Wöllnerschen Religionsediktes (259), Allokution Clemens XI. von 1701 über Preußens Erhebung zum Königreich (247), Aufhebung des Jesuitenordens (264), Jesuitengesetz von 1872 (297), Briefwechsel zwischen Pius IX. und Wilhelm I. (299).

Reiches und gutes Quellenmaterial verdanken wir auch Rinn, der im allgemeinen ausführlicher auf die von ihm behandelten Gegenstände eingeht. Wie er und Jüngst öfters Mirbts Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus (2. Aufl.) als Fundort angeben, so glaube ich, daß auch meine Sammlung Rinn einige Wegweiserdienste geleistet hat, wenn er auch auf eine selbständige Abgrenzung des so gefundenen Stoffs und auf eigene Übersetzung nicht verzichtet hat.

Für eine zweite Auflage möchte ich Rinn folgende Bemerkungen zur Erwägung anheimstellen. Schon Lic. W. Köhler wünscht in einer Besprechung des Buches, in der Geschichte Luthers den verbindenden Text möglichst eingeschränkt und durch leicht zugängliche Quellenabschnitte ersetzt zu sehen. Ich möchte betreffs Luthers noch zwei Wünsche hinzufügen: statt der summarischen Zitation der Erlanger Ausgabe sollte immer eine Anführung der benutzten einzelnen Schriften Luthers erfolgen, und aus der Schrift an den Adel sollte nicht bloß ein kurzer Auszug gegeben werden, obgleich sie in Reclams Universalbibliothek leicht und billig zu haben ist. Dafür dürfte lieber einiges aus der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche fehlen. War der Abdruck des ganzen ersten Teils der Augustana erforderlich? Zwingli und Calvin dagegen hätten etwas reichlicher bedacht, auch für den Jesuitenorden und seinen Stifter mehr die Quellen herangezogen, als bloß darüber berichtet werden sollen. Aus der früheren Zeit hätte Vincentius von Lirinum mit seiner Lehre von der Tradition mehr als eine beiläufige Erwähnung verdient. Erwünscht wäre eine zeitgenössische Schilderung der verschiedenartigen Beschaffenheit und Motive der Kreuzfahrer. Neben der „Theologia teutsch" würde ich statt Suso lieber Meister Eckhart oder Tauler als Vertreter der Mystik des 14. Jahrhunderts gewählt haben. Die Meletianer hätten wohl unerwähnt bleiben und die christologischen Streitigkeiten weniger ins einzelne verfolgt werden dürfen. Die Vergleichung der päpstlichen und der königlichen Gewalt mit Sonne und Mond sollte auf Gregor VII., nicht bloß auf Innocenz III. zurückgeführt werden. Das Martyrium Jakobus des Gerechten wird in der sagenhafteren Überlieferung Hegesipps mitgeteilt und der ältere Josephus nur in der Anmerkung zitiert; das umgekehrte Verfahren wäre richtiger. Die „Kompositionen des germanischen Rechts" (S. 84), das Cilicium (S. 101), Realismus und Nominalismus (S. 126 f.) bedürfen der Erläuterung. Was Rinn unter den „eigentlich kirchlichen Interessen" versteht, die den Päpsten des 14. und 15. Jahrhunderts ganz fern lagen (S. 135,

Anm. 1), hätte er noch deutlicher sagen sollen. (Druckfehler sind wohl: „Lindprand“ statt Lindprand (S. 91), „Jherosolymitanum“ statt Hierosolymitanum (108), „Payns“ statt Payens (ebendas.). Bolsec wurde nicht verbrannt, sondern aus Genf verbannt (209), die schottische Konfession heißt Scotica, nicht Scoticana.)

Doch die Verfasser mögen auch meine kritischen Bemerkungen als Versuche aufnehmen, ihre Bestrebungen zu fördern, ihrem Werk bei einer etwaigen Wiedergeburt zu einer noch größeren Vollkommenheit zu verhelfen, und nochmals des Dankes für ihre schon jetzt wertvolle und reichhaltige Gabe versichert sein. Möchten vor allem diejenigen Religionslehrer von dieser Notiz nehmen und Gebrauch machen, die sich mit ihnen zu dem Grundsatz bekennen, den Thrändorf in die Worte gefaßt hat: „Der Enzyklopädismus, der von allem nascht und nirgends sich vertieft, muß endgültig aufgegeben werden, und man muß die ganze Kraft der unterrichtlichen Tätigkeit solchen Persönlichkeiten zuwenden, welche als Repräsentanten des gesamten Strebens ihrer Zeit gelten können.“

Was versteht die Naturforschung heute unter „Zweckmäßigkeit“?

Wir leben und weben mitten in einer nach beiden Seiten unbegrenzten Zeitlichkeit und Räumlichkeit, von der ein kleiner Ausschnitt während unseres Lebens in das einzelne Bewußtsein tritt. Denken wir uns an den Anfang alles Geschehens versetzt, so würden wir den Urgrund, die Ur—Sache, das Absolute der Philosophie, aus dem alle Erscheinungen hervorgehen, die göttliche Persönlichkeit, dem alle Dinge Ursprung und Leben verdanken neben und bei uns erblicken. Ebenso würden wir, wenn wir an das andere Ende alles Geschehens unsere Gedanken senden, den Endzweck, das Nirwana der Inder, wieder den Urgrund oder das Absolute der Dichter und Weltweisen oder den Gott der Theologen, durch den und zu dem alles ist, was ist, gewahren. Beide Annahmen sind nicht einmal in Gedanken klar auszuführen, da wir jenen Anfang und dieses Ende nur mit einem logisch ungerechtfertigten Zwange setzen können. Was wir vom Weltlauf wahrnehmen, empfinden und geistig nachbilden, ist nicht nur nach beiden Seiten begrenzt, sondern stellt sich auch als eine subjektive Fälschung, eben als Bild heraus, wie es unseren körperlichen Organen und ihrer Art entspricht, die aufgenommene Energie zu verarbeiten.

In Leben, Kunst und Wissenschaft hat die Menschheit in der Folge der Generationen eine besondere Methode der Naturdeutung ausgebildet, um eben diese Natur, ihre Gaben und ihre Kräfte zu beherrschen und zu verwerten im Interesse der Selbstbehauptung und Fortentwicklung. Diese Methode muß in erster Linie den Ansprüchen der Einfachheit, sowie der inneren Verknüpfung entsprechen, weil nur so von Geschlecht zu Geschlecht die Ergebnisse nutzbar und aufbewahrbar weitergegeben werden können. Was geschieht, muß als eindeutig bestimmt, als notwendig durch den Naturablauf, aber auch als zweckdienlich, als nützlich und zwecknotwendig erscheinen, genau wie die auf Überlegung hin erfolgenden menschlichen Willenshandlungen. So sind die nach der Vergangenheit gerichtete kausale und die nach der Zukunft weisende finale oder teleologische Naturbetrachtung sich gegenseitig ergänzende, gleichberechtigte Formen, und wenn auch der Materialismus zuzeiten gegen die letztere heftig geeifert hat, so wird doch heute allgemein anerkannt, daß gerade der Darwinismus mit seiner Entwicklungstheorie in seiner Anpassungslehre den Hebel geliefert hat, um die organischen, wie die unorganischen Naturvorgänge nicht nur nach Ursache, sondern auch nach Zwecken hin zu erforschen. Kausalität und Finalität sind der Wissenschaft heute keine „Fetische“ mehr, keine Begriffe, die an die Stelle des alten Wunder- und Schamanenglaubens getreten sind, weil man nichts besseres hat, sondern sie „wirken der Gottheit ihr ewiges Kleid“, sie veranschaulichen uns das Gewebe des Weltganzen, die urewigen und allgegenwärtigen Beziehungen der Dinge in fast rein mathematischem, und doch anschaulichem“ Sinne. Jedes Ereignis, jede Erscheinung ist eine Funktion bestimmter anderer und selber wieder geht sie ein in unzählige noch im Schoße der Zukunft schlummernde, und da wir es mit einer nach unserem Gefühle aufsteigenden Entwicklung zu tun haben, die einst mit Chaos und Nebel begann, so dürfen wir auch die Frage stellen „Wozu leben wir“, müssen aufwärts blicken zu jenen Höhen, für welche die gottgewollte Entwicklung uns bestimmt hat. Wenn das Mystik ist, so ist alle echte Kunst und Wissenschaft mystisch.

Vor zweihundert Jahren habilitierte sich ein junger vierundzwanzigjähriger Dozent, eines Breslauer Handwerkers Sohn, in Leipzig für Mathematik und Philosophie. Nach vier Jahren sehen wir ihn durch die politischen Wirren nach Halle vertrieben, wo er bald durch die Deutlichkeit und Bestimmtheit seiner Lehrsätze viel Anhang, aber auch viel Feinde fand, weil er auch das Wollen und Wirken des Menschen in den kausal bestimmten Naturzusammenhang einbezog. Die Pietisten denunzierten ihn beim Könige von Preußen — des großen Friedrich Vater war's —, weil er entgegen Luthers Standpunkt, aber entsprechend der theologischen Lehre von Paulus, Augustin und Calvin, die menschlichen Handlungen als nicht wahlfrei, sondern „determiniert“ erklärte. Er mußte Halle fluchtartig schnell verlassen und blieb in Marburg, bis Friedrich, der selber eines seiner Werke ins Französische übersetzt hatte, ihn mit hohen Ehren gleich nach seiner Thronbesteigung zurückrief. Die Klarheit und mathematische Durchsichtigkeit machte Wolffs Philosophie außerordentlich volkstümlich, besonders aber seine teleologische Auffassung der Natur. Alle Dinge sind nach ihm, ähnlich wie bei Leibniz schon, nach ihrem Nutzen für den Menschen zu beurteilen, da Gott ihn zum Mittelpunkt und obersten Zweck der Schöpfung gemacht hat. Von anderen wurden diese Ideen auch auf alle Fragen der Moral, Religion und Ästhetik übertragen. In Schule und Haus fanden sie außerordentlich günstigen Boden, und es würde ein Stück Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts geben, wollte man den Einfluß dieser Denkweise auf den deutschen Bürger und Philister schildern. Wenige Beispiele werden hier genügen, die charakteristisch und für unsere Auffassung komisch genug sind. Übrigens finden sich auch in den Gesangbüchern noch eine Anzahl hierher gehöriger Beispiele, die uns heute wunderlich anmuten.

Berühmt ist der am 22. Oktober 1680 geborene Hamburger Brockes. Aus guter Familie, ging er nach beendetem Rechtsstudium auf Reisen, wurde später in den Senat seiner Vaterstadt gewählt und ließ sich, nachdem er manche politische Sendungen erfolgreich zu Ende geführt hatte, 1735 als Amtmann in Ritzebüttel nieder. Hier starb er als kaiserlicher Pfalzgraf 1747. Von seinen Schriften, die diesem ländlichen Aufenthalt entstammen, ist das „Irdische Vergnügen in Gott“ am berühmtesten und gehört in formeller und sprachlicher Beziehung zu den Nachahmungen italienischer und französischer Poesie. Durch einen Kern selbständiger, poetischer Empfindung und echter Wärme behauptet es aber sein deutsches Wesen und hilft über die komische Seite der naiven teleologischen Anschauung leicht hinweg. Brockes selbst nennt die Gedichte, von denen wir einige Beispiele geben werden, „physikalisch-moralisch“. Sein Herausgeber Weidemann meint:

„Nun kann sich Deutschland zwar schon vieler Dichter freun,
Doch wär es reich genug durch Brockſen nur allein.“

Der Begründer der klassischen Literaturgeschichte, Fabricius, besingt unsern Dichter mit dem Distichon:

Perpetuum nobis revocat ver Musa Brockesi
Aurea sic saeclo nascitur et genio.“

Wir würden Häufungen folgender Art heute geschmacklos finden:

„Kein Strom, kein Pfeil, kein Wind, kein Dampf, kein Blitz, kein Strahl

Verrauscht, verfleucht, verweht, verraucht, verstreicht, vergeht
So schnell als unsre Lebenszeit."

Das zarte Pelzwerk an den Blütenknospen begeistert ihn zu folgenden Versen:

O Gott, der du sogar
In weißen Sammt, in weichen Seiden
Die frühe Blüt' des Birnenbaums pflegst zu kleiden,
Um für ihn drohende Gefahren
Des späten Frostes zu bewahren . . .
Du würdest hier im Leben
Den Meinigen und mir leicht Kost und Nahrung geben.

Er scheint auch schon eine dunkle Ahnung von der Verwandtschaft verschiedener Pflanzenarten zu haben, da er Levkojen, Maternal und Güldentuch so besingt:

„Ihr stammt vielleicht aus einem Samen,
Denn der geflißne Geist der spielenden Natur
Hat eure zierliche Figur
Fast ganz auf gleichem Fuß gebildet."
„— — — — mich deucht,
Als ich vor Lust die Augen schloß
Und mit Aufmerksamkeit des süßen Dufts genoß,
Es sei darin der Duft, die Kraft vereint zu finden,
Von Honig, Mandelmilch, Most, Pfirschkern, Zimmetrinden."

Die uns im Frühling zur Andacht reizende „Vergnügung" des Gehörs begeistert ihn:

„Die Vögel . . . sie öffnen gleich nach Nacht und Nebel
Entzücket ob der Sonne Strahl
Die tön- und liederreichen Schnäbel
Und füllen Wälder, Berg und Tal.
Es gurgeln ihre kleinen Kehlen
Des Schöpfers Wunder zu erzählen."

Ganz niedlich schildert er die Nachtigall:

„Ihr kleiner Hals, woraus ein flötend Glucken quillt,
Lockt, schmeichelt, girrt, lacht, singt feurig, schlägt und pfeift,
Erst zieht sie lange, dehnt und schleift,
Dann wirbelt sie den Ton, zerteilet, fügt ihn wieder
Und ändert wunderschnell die mannigfalt'gen Lieder."

Selbst der Regen muß ihm beim Moralisieren Gevatter stehen:

„Ihr Sterblichen, erwägt bei jedem Wasserguß,
Daß euer Leben auch ein Fluß,
Der stetig vor, nie rückwärts fließet
Und daß der Menschen schnelle Zeit
Ins tiefe Meer der Ewigkeit
Unwiderbringlich sich ergießet.
Darum gebrauchet euer Leben,
Wie's dem gefällt, der's euch gegeben."

Von den Früchten gefällt ihm die Erdbeere ganz besonders:

„Die ja durchaus, wenn man es nur ermißt,
Ohn alle Hindrung eßbar ist."

Nach der Melodie „Nun ruhen alle Wälder" preist er den Garten:

„Wenn uns in Hülsenfrüchten Mit mancherlei Gerichten,
Der fette Garten nährt So gib, daß wir erwägen 2c.

Auch die Heuernte dient ihm zum Vorwurf:

„Wie würd' es mit dem menschlichen Geschlechte
Und mit dem ganzen Leben stehn,
Wenn nicht die Erde Gras in solcher Menge brächte,
Daß man im Winter sich damit versehn
Und alles Vieh ernähren könnte.
Dies kommt unstreitig nicht von ohngefähr,
Es kommt von Gottes Macht, Huld, Lieb und Weisheit her."

Bei der Ernte liegt das Heu

„Teils allbereit auf großen Leiterwagen,
Da denn und zwar fast lächerlich
Das grüne Heu auf dünner Gabeln Stämmen
Schnell laufenden, belaubten Bäumen glich.
Ja, wenn es oftmals den, der es trug, versteckt
Und durch die Meng' und Läng' ihn bis ans Bein bedeckt,
So ließ es anders nicht, als säh' man große Haufen
Im Hügel selbst auf zweien Beinen laufen."

Den höchsten Triumph unfreiwilliger Komik feiert aber diese rationalistische Betrachtungsweise beim „Lob der Sinne." Als Beispiel mögen uns Bruchstücke aus „Geruch" und „Gesicht" dienen.

„Halb von Knorpel, halb von Knochen
Ist die Nase zugericht't,
Daß sie, wem sie leicht gebrochen,
Nicht verstellte das Gesicht.
Doppelt sind die offnen Türen
Den Geruch nicht zu verlieren,
Wenn durch Schleim von ungefähr
Eine wo verstopfet wär'."

„Höben sich die Augenlieder
Durch die Muskeln selbst nicht auf,
Sondern sänken immer wieder
— Ach! man achte doch darauf —
Wie erbärmlich würd' es lassen,
Wenn man sie mit Händen fassen
Und erst aufwärts schieben müßt.
Merk's, verstockter Atheist,
Der du keine Gottheit gläubest
Und bisher verblendet bist,
Wo du hier im Irrtum bleibest
Und dies Wunder nicht ermißt,
So willst du mit Fleiß nichts sehen?
Kann dies wohl von selbst geschehen?
Zieht sich selbst von ungefähr
Wohl ein Vorhang hin und her?"

Wenn ein für seine Zeit hochgebildeter Mann solche Anschauungen mit Behagen äußert, dürfen wir annehmen, daß die ganze Bildung damit durchsetzt war. In der Tat weist auch der Unterricht in Naturgeschichte und Religion zu jener Zeit verwandte Züge auf. Bei aller behaglichen Breite bereitet sich aber sichtbar doch jene Gärung vor, die dann zur endgültigen Trennung von Naturforschung und religiöser Kultur führte. Ich entnehme einer „Nathurgeschichte" des 18. Jahrhunderts als Beleg folgende Stellen:

„Je weitter man eindringet in die Schöpffung, um so mehr muß man sich wundern, wieso alles zweckmäßig eingerichtet ist und häuffig auf so einfache Art." „Wenn man jung ist, meynet man absonderlich, was nicht weiß ist, ist schwartz, was nicht rund ist, ist eckig, und wer nicht gut ist, muß vor böse gelten. Aber wer bey Jahren kommt, siehet wohl ein, daß nicht alles unter ein Gesetz fällt und daß nicht all Ding bloß ein oder zwey Seiten hat. Vor allen, wer sich der edlen Wissenschaft befleißigt, schöpfet aus ihr die tiefe Erkenntnis, daß die menschliche Einsicht nur ein schwaches und unzureichendes Maß ist, vor den Dingen, so in der Natur von dem erhabenen Schöpfer eingesetzt sind.

Das Problem des Lenauschen Faust.

I.

Lenaus Faustdichtung ist psychologisch sehr interessant, besonders nach der pathologischen Seite hin, und sie ist reich an schönen Stellen. Ein besonderes Interesse hat die Dichtung ferner dadurch, daß Lenau das Faustproblem in bewußtem Gegensatze zu der Behandlung Goethes durchgeführt hat. Freilich die Hoffnung Lenaus, Goethe mit dieser Dichtung „den Kranz zu entreißen", konnte nicht in Erfüllung gehen. Doch darf, meines Erachtens, Lenaus Faust als zweitschönste und zweitbedeutendste Faustdichtung gelten. Eine kurze Darstellung des Problems der Dichtung dürfte weitere Kreise und besonders auch religiös gestimmte Gemüter interessieren. Es sei noch bemerkt, daß der Text der Dichtung für 20 Pfennige in Reclams Universalbibliothek zu haben ist. Diese Ausgabe enthält auch eine hübsche literar-historische Einleitung von G. E. Barthel. Ich beschränke mich hier auf die philosophische Seite, die Darstellung der Gedanken.

Der ideale Kern von Goethes Faust ist in den Worten enthalten:

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Der Grundgedanke von Lenaus Faust steckt in den Worten:

„Es treibt ihn fort, trotz seiner Seelenbängnis,
Stets tiefer in die Sünde sein Verhängnis."

Goethe erblickt die edelste Seite der menschlichen Natur im unbefriedigten Vorwärtsstreben, welches sich nie genug tut. Faust soll verloren sein, wenn er sich befriedigt erklärt, zum Augenblicke sagt: „Verweile doch, du bist so schön!"

Für Lenaus Faust ist eigentlich das Ideal der Friede des Herzens mit Gott und den Menschen. Sein Faust geht an der steigenden Friedlosigkeit des Herzens zu grunde. Der

Friede des Herzens beruht auf der Verneinung unseres natürlichen Strebens nach seiten des Handelns, Denkens und Genießens. Lenaus Faust verneint nun aber diese Welt nicht, sondern strebt auch, aber er empfindet dieses Streben als verkehrt, sündig, den Seelenfrieden störend, und er gerät daher bei seinem Streben immer tiefer in den Unfrieden hinein. Die Verkehrtheit des intellektuellen Strebens wird gleich in dem einleitenden Gedichte „der Morgengang" ausgesprochen:

„Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen lodern,
Der Schöpfung ihr Geheimnis abzufodern" 2c.

Die Grundverkehrtheit seiner Natur empfindet Lenaus Faust in seinem Trotze gegen Gott. Sein Titanismus ist bloßer Trotz. So sagt Faust einmal:

„Geschöpfen kann nur Demut frommen,
Doch mir ist Stolz ins Mark gefressen."

Auf dieser ganz verschiedenen Grundlage führen Goethe und Lenau ihren Helden durch eine ganz verschiedene Entwicklung hindurch. Goethes Faust sucht zunächst durch Denken Befriedigung, dann tritt er in das handelnde und genießende Leben ein, im ersten Teil wird er in der kleinen, bürgerlichen Welt, im zweiten Teil in der großen Welt des Hoflebens vorgeführt. Weiter führt Goethe seinen Faust durch die Welt der Schönheit, endlich führt er ihn in einer großartigen, auf eine weite Zukunft ausschauenden Tätigkeit vor: wie er am Meeresstrande ein Watt trocken legt durch Eindeichen, einen Kanal gräbt, einen Palast baut, ein Dorf gründet, kolonisiert und Handel und Schiffahrt treibt. Bei allem selbstsüchtigen Streben läßt er sich nie völlig in den Sumpf der Selbstzufriedenheit, der Genußsucht und Trägheit hinabziehen, sondern bleibt seinem Streben treu. Darum kann er gerettet werden, wie es am Schluß die Engel verkündigen mit den Worten:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Während also Goethes Faust eine aufsteigende Entwicklung zu immer größerer Klarheit und Reinheit zeigt, zeigt dagegen Lenaus Faust eine absteigende Entwicklung zu immer größerem Unfrieden der Seele, der sich bis zu Wahnsinn und Selbstmord steigert. Er trennt sich nach und nach von allen Friedensmächten, zunächst von der Kirche. Bevor Faust sich dem Teufel verschreibt, tritt ein Mönch auf und sucht ihn zum Glauben und zur Kirche zurückzuführen. Die Kirche werde mütterlich die bitteren Zähren seines Zweifels trocknen, die gläubige Gemeinde sein krankes Herz pflegen und der brüderliche Segen ihn vor dem Teufel schützen.

„Erlösen wird dich im geweihten Bunde
Der Geist des Herrn, lebendige Liebeskunde."
„Willst du den Heiligen schauen und erkennen,
Muß erst sein Licht in deine Seele brennen,
Durch seine Kraft allein kannst du ihn denken."

Doch Faust will ein selbständiges Wissen haben und antwortet:

„Ich will ihm gegenübertreten,
Beglücken kann mich nur ein Wissen,
Das mein ist und von seinem losgerissen.
Ich will mich immer als mich selber fühlen."

Eine weitere Friedensmacht für die Seele ist Freundschaft. Faust trennt sich von seinem Jugendfreunde Isenburg, der gekommen ist, ihn zu besuchen. Wagner und Isenburg unterhalten sich über Fausts verwandeltes Wesen; Wagner hat keine Hoffnung mehr:

„Die Freude flieht mit schnellen Sohlen;
Läßt man sie fort so weit, wie der,
So ist sie nimmer einzuholen."

Faust tritt hinzu. Isenburg will ihn überreden zu heiraten. Faust antwortet:

„Mir taugt kein Weib voll Lieb' und Treu,
Es ward mein Herz versöhnungsscheu."

Ja, er mag sich selbst durch die Liebe des Freundes nicht erkannt wissen und trennt sich von ihm mit den Worten:

„Du letzter Strahl aus meinen hellen Tagen,
Kann dich und deine Liebe nicht ertragen;
Du dringst mir in des Busens Finsternisse,
Beleuchtest mir des Herzens tiefe Risse,
Die durch und durch hinab zur Hölle klaffen."

Schon vor der Trennung von seinem Jugendfreunde hat Faust sich dem Teufel verschrieben; er soll durch Schuld zur Wahrheit geführt und von allen Zweifeln befreit werden. Mephistopheles sagt:

„Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein rätselhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.
Hast du den Mut, um diesen Preis zu wetten,
So kann dich dies mein Wort vom Zweifel retten."

Bevor Mephistopheles den Pakt abschließt, muß Faust die Bibel ins Feuer werfen. Mephistopheles spottet, wie Faust nur glauben könne, daß die Wahrheit „in diesen Schweinsband sich verkrochen" habe. Dann nimmt Faust die Hahnenfeder zur Hand und unterschreibt mit einem Tröpflein Blut:

„Hier unterschreib' ich den Vertrag,
Weil ich nicht länger zweifeln mag."

Von Christus ist Faust nun los. Der weitere Plan des Mephistopheles geht dahin, ihn von einer weiteren Friedensmacht, von der Natur zu lösen, dadurch, daß er ihn in Sinnenlust und Taumel der Leidenschaft stürzt. Bei einem Tanze in einer Dorfschenke ergreift Mephistopheles die Geige und erweckt durch sein betäubendes Geigenspiel Fausts Sinnlichkeit. Faust verführt ein Mädchen, genannt Hannchen, und macht sie unglücklich. In einer späteren Scene erkennt Faust in einer Bettlerin, die mit einem Kinde auf dem Arm eintritt, das beim Tanze von ihm verführte Hannchen wieder. Er flieht in die Nacht hinaus; doch ihren bangen Ruf „Faust! Faust!" kann er „nicht schütteln aus den Ohren".

In dieser reuevollen Stimmung sieht er einen nächtlichen Zug mit Fackellichtern zur Johannisfeier ziehen; es sind Kinder in weißen Kleidern, Jungfrauen im ernsten Nonnenschleier und priesterliche Greise

„in Bart und Locke
Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung und zusammenklingt,
Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust! wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!
Er starrt hervor aus dunklem Buschesgitter,
Die Frommen und ihr Glück beneidend bitter!"

In dieser Stimmung wird Mephistopheles ihm sogar verhaßt und zur Last, doch dieser weiß es besser:

„Bin doch für dich von großem Reize,
Denn deine kranke Seele braucht,
Daß nicht ein Seufzer sie verhaucht,
Zur Stärkung meine scharfe Beize."

Ulrich Buurman.

Die Blindenanstalt in Zürich.

Wer je Zürich besucht hat, dem fällt auf sonniger Höhe die „Akropolis" auf, genannt Polytechnikum und Universität, dem fallen die Spitäler und öffentlichen Kliniken und neben alten Zunft- und Bürgerhäusern die Villen auf, die am sanft ansteigenden Zürichberg sich emporwinden, um sich auf dem waldigen Höhenrücken idyllisch zu verbergen, nahe den Schanzen, welche vor etwas mehr als hundert Jahren die Russen aufgeworfen haben, um mit den verbündeten Österreichern den Franzosen die erste Violine im europäischen Staatenkonzert zu entwinden, welche die Revolution diesen in die Hand gedrückt hatte. An die „Schlacht bei Zürich" erinnert droben ein erratischer Block mit Tafel, der auch dem denkenden Fremden etwas sagt.

In jenem vornehmen Viertel von Anstalten findet sich, wie ein halbverborgenes Veilchen im strahlenden Blütenstrauß, die vom stadtzürcherischen Bürgersinn für den Kanton Zürich ins Leben gerufene und unterhaltene Blinden- und Taubstummenanstalt. Seit achtzig Jahren sind biedere Württemberger immer neu mit der Oberleitung betraut worden. Diese Art Schwabenstreiche ist den Allemannen diesseits und jenseits des Rheins lieb und heimelig;

doch bleibt an beiden Orten die Seelenblindheit die schrecklichste aller Krankheiten.

Zwischen Feuer und Feuerrauch weiß man hier gar wohl zu unterscheiden, und so kommt's, daß jene Anstalt gar warmherzig gehütet und gepflegt wird; doch ist jeder willkommen, der den Baum allgemeiner Volkswohlfahrt an den Wurzeln und nicht an den Ästen düngen will. Ist doch Fürsorge getroffen, daß die vollsinnigen Schulkinder alljährlich Gelegenheit haben, persönlich mit den blinden und taubstummen Genossen und ihrem Unterricht bekannt zu werden. Es wird deshalb noch lange gehen, bis man im Lande der Staatsmonopole nur konfessionelles Geld in Umlauf setzen und die soziale Gesetzgebung auf diese Weise lahmlegen kann. Steht die Torheit über allem Übel, so thront die Besonnenheit über allem Guten. So kommt's, daß dem Lichtlosen alles zugänglich gemacht wird, was ein Vollsinniger wissen muß. Seine Augen sind die Finger; darnach hat sich die Schrift, das sichtbare Zeichen der Gedanken, zu richten. Sie weist im Laufe von etwas weniger als hundert Jahren eine ganze Geschichte auf. Von der erhöhten Lateinschrift bis zum Typenstempel und von da zur Brailleschen Punktschrift ist ein gedanken- und versuchsreicher Weg. Die einzelnen Teile der Buchstaben müssen mindestens zwei Millimeter hoch und ebensoweit voneinander entfernt sein, sollen sie mit den Fingerspitzen richtig erkannt und gelesen werden. Die Braillesche Tafel vermittelt dem Kundigen ein rasches Schreiben; doch müssen die Buchstaben von rechts nach links in verkehrter Form eingestochen sein, damit sie auf dem umgewendeten Blatt sich in richtiger Form präsentieren und von links nach rechts ablesen lassen.

Bücher und Karten haben die Eigenart, sehr teuer zu sein; doch fehlt es hier, wie in Deutschland und Österreich, nicht an Damen, welche für arme Schützlinge bereitwillig Bücher abschreiben, den Lichtlosen auf dunkeln Pfaden des Geistes Licht aufzustecken. Die Pionierinnen Anna Pötsch, Auguste Hirschfeld, Marie Bürkli und andere werben immer weitere Kreise für dieses Samariterwerk.

Ein wirksameres Mittel als die Arbeit gibt es nicht, die seelenmordende Langweile der Blinden zu bannen. Wie glücklich sehen sie aus, wenn die Arbeit des Sessel- und Teppichflechtens, des Strickens und Filoschierens, der Reis- und Kleiderbürstenfabrikation Anerkennung gefunden hat und ihr Klavier- und Harmoniumspiel gelobt wird.

Der Wetteifer der Liebe für diese Anstalten hat etwas Rührendes. Während der Eros der Antigone und der Seelenblinden den frommen Sinn zu Unrecht und Verderben verlockt, erhebt jene die Seele empor aus den trüben Niederungen des Lebens zur Entfaltung der edelsten Kräfte. Ganz von selber stellt sich dem Beobachter jenes Wetteifers die Frage ein: „Welches ist da die rechte Dogmatik?" Doch wohl diejenige, welche im Lichte der Ewigkeit besteht. Der Meister in der meisterlosen Zeit hat das gemeinsame Erkennungszeichen von selber aufgesteckt; wie schwarz-weiß-rot flattert's durch die Zeiten und rauscht dir zu: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe übet untereinander!" Und in der ernstesten Stunde der Prüfung, die Jesus im Gleichnis vom jüngsten Gericht in Aussicht gestellt hat, fragt er nicht, was hast du buchstäblich **geglaubt**, sondern mit welcher Glut der Seele hast du die Menschen **geliebt**?

Wenn die Hanseaten in Erinnerung an die alte Energie, welche den Elementen und eifersüchtigen Nachbarn große geschichtliche Tatsachen abgerungen hat, stolz sind auf ihre engere Heimat und sich's im Blut zu machtvoller Entfaltung bewährter Eigenart regt, wenn der Kaiseraar mit kräftigen Schwingen einherrauscht und in den Segeln, Flaggen und Wimpeln es von alter, heimischer, tapferer Art flüstert, dann leuchtet's das scharfe Geäuge, dann blitzen es die scharfen Krallen: „Ihr seid auch dabei gewesen, als es galt, den jahrhundertealten Kyffhäusertraum wahr zu machen, und unter des Adlers Schutze tragt ihr die Namen eurer Städte in ehrenvollster Weise in die fernsten Zonen, und in „Aalesund" wird man eure Namen und den der kaiserlichen Flotte so lange mit dankbarer Begeisterung nennen, als völkerrechtlich verbindende Grundsätze gewürdigt werden." Empfindet es da nicht der Bremer mit dem Berliner, der Lübecker mit dem Hamburger, wir sind bei aller kräftigen Sonderart treue Bürger eines großen und starken Vaterlandes! Wer dürfte bei so markigem, festlichem Empfinden schildbürgerlich fragen: „Wer von uns ist der rechte Deutsche?" — Hier wird deutsche Sonderart beim festlichen Ergriffensein nie zum Stachel und die äußere Repräsentation nie zur innern Unwahrheit. So hebt man und wird gehoben, wie die Zugvögel, wenn sie die gemeinsame Reise über Berge und Meere antreten und den kleineren und schwächeren Genossen im eigenen Gefieder bergen. Es gibt eine Dogmatik, die lautet: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn für uns dahin gab." Sollte so große Liebe nicht zum Sporn werden, in eigner Person solcher Liebe Gottes sich würdig zu erweisen?

„Auch wo trostlos unbeschränkt
Dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborg'nen Fäden lenkt."

J. Rudolf Egg.

Quittung.

Für den Kirchbau in Turn gingen ferner ein von N. N. Bremen 5 ℳ, A. P. Bremen 5 ℳ, Frl. B. P. 30 ℳ, A. Sch. Cottbus 5 ℳ, M. W. Berlin 20 ℳ. Um weitere Gaben bittet die Redaktion.

Vom Büchertisch.

Achelis, Prof. Dr. Th., Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft. Sammlung Göschen. Nr. 208. Leipzig, 1904. 163 S. 0,80 ℳ.

Prof. Achelis in Bremen, der Herausgeber des „Archivs für Religionswissenschaft", der auch den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt ist, darf gewiß darauf rechnen, daß einer kurzen Darstellung der Hauptergebnisse der allgemeinen vergleichenden Religionswissenschaft ein lebendiges Interesse entgegengebracht wird. Er bestimmt in der Einleitung die Aufgabe dieser Wissenschaft dahin, „daß sie nach sorgfältiger, kritischer Materialsichtung diejenigen allgemeinen Züge und Richtungen in den verschiedenen Religionen zu untersuchen hat, welche ihrer typischen Eigenart halber auf bestimmten Entwicklungsstufen überall wiederkehren". Er zerlegt seine Arbeit in einen empirisch-historischen und einen prinzipiellen Teil, von denen der erste („Grundzüge in der Entwicklung der Religionsgeschichte") wieder einen Querschnitt („Bestandteile der Religion" — Vorstellungen, Bräuche, Priester) und einen Längsschnitt („Grundlinien in der Entwicklung der Religionen", d. h. die Hauptstufen der Religion) darbietet, der zweite („Prinzipien der Religionswissenschaft") sich mit dem Begriff, Wesen und Ursprung, Charakter der Religion, den Gesetzen der religiösen Entwicklung, den allgemeingültigen Elementen der Religion beschäftigt und in einer Schlußbetrachtung die Wichtigkeit der religiösen Probleme für die Gegenwart darlegt. Dieser Rahmen umschließt ein farbenreiches Bild. Sehr interessant sind z. B. die mannigfachen Gebetsproben S. 43 ff., der ergreifende indische Trauergesang S. 71, die Schilderung der religiösen Bedeutung des Tabakrauchens bei den Indianern S. 51 und die Art, wie sich in den verschiedenen Naturvölkern Priester und Zauberer in Verzückung versetzen und mit dämonischer Kraft und Erleuchtung erfüllen S. 60 f.; 72 ff. u. a. Gern lassen wir uns vom Verfasser immer von neuem auf unsern Goethe als genialen Führer auch auf dem religiösen Gebiete hinweisen. Auch für etwas Äußerliches sind wir ihm dankbar: für die Accente, durch die er uns die richtige Aussprache fremder Götternamen ermöglicht.

Eine Äußerlichkeit, die wir vermissen, sind die Anführungszeichen, die uns bestimmt angeben sollten, wo ein längeres Zitat endet und der Verfasser selbst wieder das Wort ergreift (z. B. S. 144); eine andere, die wir wegwünschten, sind verschiedene sinnstörende Druckfehler. (So steht S. 20 allmächtig statt allmählich, S. 27 Weltunterschied statt Wertunterschied, S. 111 Verhältnis statt Verständnis.) Eine Strophe aus der „Seherin von Prevost" ist zweimal angeführt (S. 61 u. 113). Überhaupt dürfte bei einer zweiten Auflage die Feile noch an mancher Stelle Verwendung finden, zumal nachdem Bousset in seinem „Wesen der Religion" denselben Gegenstand in so glänzender Darstellung behandelt hat. Eine solche Revision könnte nicht nur stilistischen, sondern teilweise auch logischen Gewinn bringen. Z. B. stößt man sich gleich auf S. 8 daran, daß unter den Bestandteilen der Religion als erster wieder die Religion selbst aufgeführt wird, auch sieht man nicht recht ein, wie „Wesen" und „Charakter" der Religion sich unterscheiden sollen. — Pseudo-Dionysius gehört meines Wissens nicht ins vierte Jahrhundert, wie S. 24 gesagt ist, sondern ins sechste.

P. Mehlhorn.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 21.

Bremen
Berlin.

21. Mai 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Evangelisch-soziale Kongreß. — Der Allgemeine deutsche Lehrertag und seine Aufgaben. — Rom. Mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird. II. — Anzeigen.

Der Evangelisch-soziale Kongreß

hält seine fünfzehnte Tagung, deren Programm wir unten veröffentlichen, in Breslau ab, in der Pfingstwoche, zum zweitenmal unter dem Vorsitz von Prof. D. Harnack. Den Zielen des Vereins waren wir von Anfang an zugetan. Er hat das ernste Bestreben, einen friedlichen Ausgleich zwischen den verschiedenen erwerbstätigen Kräften unseres deutschen Vaterlandes anzubahnen, wie er dem Geiste des evangelischen Christentums entspricht. Er hat sich wirklich fern gehalten von jeder einseitigen Rücksichtnahme auf die einzelnen Klassen und die Fortsetzung der reichsgesetzlichen Sozialreform gefördert, ohne sich durch Argwohn von rechts und Verkleinerung von links beirren zu lassen. Die soziale Frage ist ihm eine sittliche Frage ersten Ranges. Er vertritt das soziale Gewissen unseres Volkes und hat wirklich eine Mission in unserem Volke zu erfüllen, die wahrlich nicht zurücksteht hinter den Aufgaben der Inneren Mission. Und wenn er über das Bekenntnis nicht so viel Worte macht als diese, so ist doch sein Streben nicht weniger christlich, den erwerbstätigen Kreisen des Volkes, also gerade dem gesunden, starken, schaffenden Teile des Volkes, seine Christenpflicht klar zu machen.

Fruchtbare Keime hat der Kongreß auch überall ausgestreut, wo er seine Tagungen noch hielt, in Dortmund, wie in Darmstadt. Das wird ihm auch in Breslau gelingen. Das ist unsere gewisse Zuversicht. Es ist doch von der größten Bedeutung, daß hunderte der führenden Männer unseres Volkes aus allen Teilen des Vaterlandes alljährlich um die Pfingstzeit zusammenkommen und irgend ein Stück der großen sozialen Frage, die unser Volk bedrängt, herausnehmen, den gegenwärtigen Stand beleuchten und Richtlinien für die Zukunft aufstellen. Auch die Behörden pflegen die Tagungen ja wieder zu beschicken und tun wohl daran. Heiligen Geist können sie auch hier spüren, — einen kräftigeren, als in der organisierten Bekenntniskirche von heute.

Die politische Tätigkeit der deutschen Professoren wird, wie die letzten Herrenhausverhandlungen beweisen, von einer gewissen Partei mit Argwohn verfolgt. Die Konservativen machen keinen Hehl daraus, daß sie das Wahlrecht des Volkes beschnitten haben wollen. Auch der Fortführung der reichsgesetzlichen Sozialreform stehen sie unfreundlich gegenüber. Umsomehr freuen wir uns, daß die deutschen Professoren, nicht zum mindesten die Professoren der Theologie, hier wenigstens ihren Mann stehen und auch einmal vom Katheder herabsteigen und zum Volke reden. Freilich darf ihnen die Sachkenntnis nicht fehlen und dürfen sie sich nicht durch ihren Idealismus zu utopistischen Schwärmereien verleiten lassen, wenn sie die im praktischen Leben stehenden Erwerbskreise nach sich ziehen und ihren Forderungen Gewicht verleihen wollen. Mögen sie nicht Offiziere ohne Soldaten bleiben! —

In Nr. 11 d. Bl. ist ausgesprochen worden, welche Richtschnur unser Blatt in der sozialen Bewegung der Gegenwart einhalten will. Es will immer wieder auf den „sittlichen Untergrund der Bewegung hinweisen, die sittlichen Probleme darstellen, um welche es sich handelt, und zu ihrer allmählichen gedeihlichen Lösung das Bewußtsein von den sozial-sittlichen Menschenrechten und sozial-sittlichen Menschenpflichten auf beiden Seiten stärken und schärfen". Das ist ja im Grunde auch das Ziel des Evangelisch-sozialen Kongresses, und darum reichen wir ihm die Hand zum Bunde, auch darum gerade, weil er undogmatisch ist und bleiben will. Möge auch seine diesjährige Tagung einen fruchtbringenden Verlauf nehmen und die Theoretiker und die Männer der Praxis, die ja auch unter den Vortragenden so gut vertreten sein werden, sich verstehen und von einander lernen.

Das Programm der Breslauer Tagung lautet: Dienstag, 24. Mai, abends: Begrüßungsversammlung. Mittwoch, 25. Mai, vormittags: Die christliche Ethik und der demokratische Geist, Professor D. Troeltsch-Heidelberg; nachmittags: Die religiöse Krise in der modernen Arbeiterschaft, Pastor von Bröcker-Halle a. S.; abends: Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit, Pfarrer Lic. Traub-Dortmund. Donnerstag, 26. Mai, vormittags: Das moderne Lohnsystem und die Sozialreform, Privatdozent Dr. L. Bernhard-Berlin und Fabrikbesitzer Freese-Berlin; nachmittags: Die weibliche Heimarbeit, Fräulein Gertrud Dyhrenfurth-Berlin und Dr. Wilbrand-Berlin.

Der Allgemeine deutsche Lehrertag und seine Aufgaben.

Zu Pfingsten tagt in Königsberg in Preußen der „Allgemeine deutsche Lehrertag". Die Leser dieses Blattes begleiten die aus allen Gauen des Vaterlandes zusammenströmenden Volksbildner mit ganz besonders herzlichen Wünschen für erfolgreiche Lösung ihrer dortigen Aufgaben. Dieselben sind ja doch schwerer wiegend als manch einer ahnt, der an der Seele des Volkes mitzuarbeiten glaubt, aber dessen dringende Bedürfnisse nach wohlvorbereiteter und zugleich zeitgemäßer geistiger Nahrung kaum zu würdigen versteht, weil er nach dem Rezept alter Zeiten lebt und denkt.

Was der deutschen Lehrerschaft die Sympathien der Kreise des freigesinnten Protestantismus sichert, ist das eine besonders: der Lehrerstand ist ein aufstrebender Stand, er ist wie kein anderer mit heißem Bemühen am Werk, veraltete Anschauungen draußen und drinnen zu korrigieren und im Interesse der Volkserziehung bessere Berufsvorbereitung, vertieftere Bildung und überhaupt höhere Wertung ihrer Arbeit für seine Angehörigen zu erstreben. Wo nun aber Altem und Überlebtem der Krieg erklärt werden, wo im Interesse idealer Ziele und Aufgaben höhere Werte gesucht werden sollen, wo man mutig vorgeht gegen Muckerei oder wissenschaftlichen Kastengeist, gegen kirchliche Machtansprüche und Bevormundungstendenzen, da ist der freie Protestantismus mit Rat und Tat auf dem Plan, weil er weiß: tua res agitur.

Auch in Königsberg wird wieder manch ein Wort in scharfer oder besonnenerer Form gegen die geistliche Schulaufsicht in Kreis und Ort fallen. Man wird wieder neu versuchen, in jene mittelalterliche Burg, die mit starren Zinnen in das blühende Land des geistigen Fortschritts trotzt, Bresche zu schießen. Auch selbst wir Pastoren unter den Lesern des „Protestantenblattes" können unsere Sympathie in diesem Punkte nicht versagen, weil wir in Konsequenz unserer „liberalen" Denkweise weit entfernt sind, den Lehrer zum Handlanger des Geistlichen herabwürdigen zu wollen, sondern ihn als wirklichen Bildner des Volkes in Anspruch nehmen und die Schule nicht für die Kirche, sondern für die Nation überhaupt reklamieren. Der Kitzel hochkirchlichen Machtgebrauchs ist nicht unsere Schwäche, und wir verzichten gern auf eine Stellung, die gar nicht einmal der persönlichen Neigung eines jeden unter uns entspricht. Wir beziehen darum auch manche Ausfälle blinden Hasses aus Lehrerkreisen gegen die Geistlichen, die ihnen doch vorerst noch staatlicherseits als Vorgesetzte bestimmt sind, nicht mit auf uns, und tun z. B. den kühnen Satz, der unlängst in einem von Lehrern viel unterstützten Blatt zu lesen stand: „Es ist männiglich längst bekannt, daß es schon heute Hunderte und Tausende von Volksschullehrern gibt, die nicht bloß an allgemeiner Bildung, sondern auch als Fachleute ihren geistlichen Vorgesetzten um Jahrzehnte und Jahrhunderte voraus sind", als eine muntere Entgleisung eines blindwütigen Heißspornes mit verzeihendem Lächeln ab.

Im Mittelpunkt der Verhandlungen in Königsberg wird die Lehrerbildungssache stehen mit dem zeitgemäßen Thema: Universität und Volksschullehrer. Wenn hier richtig beobachtet ist, gehen die Ansichten in den Kreisen der Lehrer in diesem Punkte ziemlich weit auseinander. Eine radikale Richtung erstrebt die völlige Beseitigung der jetzigen Lehrerbildungsanstalten und fordert, daß die künftigen Volkserzieher ihre allgemeine Bildung auf der Oberrealschule und ihre Berufsvorbereitung auf der Universität suchen sollen. Daß diese Strömung bei den Verhandlungen in Königsberg Richtung gebend wirken wird, ist nicht anzunehmen, da solche Lösung der Lehrerbildungsfrage mit ihren tief einschneidenden Wirkungen auf das kulturelle und soziale Leben wohl allgemein als zu gewaltsam empfunden werden dürfte. Die maßvollere Richtung, die sich mit dem Seminar als der zunächst einzigen Lehrerbildungsanstalt begnügt, das Niveau derselben aber erheblich erhöhen und deren Abiturienten schließlich nur die allgemeine Berechtigung, nicht die Verpflichtung, zum Eintritt in die Universität erkämpfen will, darf denn auch sicherlich die Erfüllung ihrer Forderungen am ehesten erhoffen.

Daß Präparandenanstalt und Seminar, wie sie heute sind, ohne vollständige Änderung, also wesentliche Hebung ihrer Lehrstoffe und -ziele, einen wirklich fruchtbaren Gebrauch der Schätze der universitas litterarum so gut wie unmöglich machen, darüber sind wohl alle diejenigen Sachkenner miteinander einig, die von übertriebenem Ehrgeiz und der Neigung, eine künstliche Standeserhöhung für die Lehrer des Volkes zu wünschen, frei sind. Es treiben ja viele seminaristisch erzogene Lehrer auf deutschen Hochschulen oder daheim ihre Studien in den verschiedensten Wissensgebieten, aber da ihrer Geistesbildung nun einmal der nötige Unterbau mangelt, so werden auch die eifrigsten und befähigsten es selbst im besten Falle nur zu weitreichendem Wissen, kaum je aber zu einer eigentlichen Durchdringung der Stoffe, einer selbständigen Beherrschung der Gegenstände und eigentlicher wissenschaftlicher Urteilsbildung bringen. Der Satz eines der energischsten Vorkämpfer der Lehrerbildungssache: „es müßte doch merkwürdig zugehen, wenn die privatim studierenden Elementarlehrer als die gereiften und methodisch trefflich geschulten Männer nicht ebenso schnell und sicher das Wissen einer Fakultät bewältigen und nachweisen sollten als die gymnasial- und real-höhergebildeten Jünglinge", beruht auf einer tiefwurzelnden Verkennung des Wesens der Universität und ihres Wissenschaftsbetriebes.

Was der deutschen Hochschule ihre Bedeutung gibt, ist ja nicht der W i s s e n s s t o f f, den sie vermittelt, sondern die Führung, die sie den suchenden Geistern durch das weite Land der Wissenschaft angedeihen läßt, sind die Methoden, Wege und Ziele zum wissenschaftlichen Denken und Arbeiten, die sie weist. Sie besitzt dazu noch eine ganz bestimmte Eigenart, die ihren Betrieb von dem aller anderen Schulen unterscheidet. Ihr Unterricht macht nämlich der Voraussetzungen sehr viele. Sie kann nicht von unten her aufbauen. Wer in ihren Tempel als vollberechtigter Jünger einziehen will, der braucht eine sorgfältige Vorbildung durch manches Jahr ernster Geistesarbeit. Die weitaus gediegenste Vorbereitung für die Universität ist nun das Eingetauchtwerden in den Geist der Antike, des klassischen Altertums mit seinen Sprachformen, seinen Staats- und Kunstidealen. So sehr nun auch das neuere Nivellierungsstreben diese Wahrheit leugnen mag, sie ist und bleibt doch ein rocher de bronce in dem hastig suchenden Bildungsstreben der Gegenwart, zu dem man vielleicht wieder zurückkehren wird, um der Verflachung der Geister und der daraus folgenden, im tiefsten Grunde unfruchtbaren Spezialisierung des „Fachwissens" vorzubeugen. Kein Wissensstoff der Welt ersetzt jene jetzt leider oft verkannte „formale" Geistesbildung, die uns die alten Sprachen — im Verein mit der Übung der Muttersprache und der Mathematik — gewähren, indem sie durch ihre voll ausgereiften „klassischen" Formen zur Schulung des Denkens beitragen.

Bietet nun — eine realistische Vorbildung als Norm angenommen — das Seminar eine irgendwie vollwertige, ja auch nur notdürftig ausreichende, Vorbereitung für die Universität? Einige Berliner Universitätsprofessoren haben Gelegenheit gehabt, mit Volksschullehrerstudenten Erfahrungen zu machen. Auf die Anfrage eines Mitarbeiters der „Tägl. Rundschau" (Unterhaltungsbeilage 91), äußert sich Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Frhr. v. Richthofen folgendermaßen: „Unter denen, die an meinen Übungen teilnahmen, ist der eine oder andere Lehrer gewesen. Die Herren haben sich immer durch Fleiß und Eifer ausgezeichnet. Aber e s f e h l t i h n e n d o c h g a n z e r s i c h t l i c h d i e V o r b i l d u n g z u s c h ä r f e r e m E r f a s s e n. Soviel Achtung ich gerade für diese strebsamen Herren gehabt habe, habe ich doch stets mit Bedauern wahrgenommen, d a ß i h r S t a n d p u n k t d e m d e r U n i v e r s i t ä t n i c h t a n g e m e s s e n w a r. Meine Erfahrung berechtigt mich nicht, für ihre Zulassung zur Immatrikulation einzutreten. Besser war es in Leipzig, wo ich 1883—86 gewesen bin. Dort wird eine Auswahl der Besten auf drei Jahre beurlaubt, um an der Universität zu studieren. Sie sind äußerst eifrig, machen sehr fleißige Arbeiten, und einige haben sich durch die Menge ihrer erworbenen Kenntnisse ausgezeichnet. Dennoch wurde ich auch dort nicht für die freie Zulassung sämtlicher Volksschullehrer gewesen sein. Zum Zweck besserer Information habe ich Ihre Frage einem Herren vorgelegt, welcher durch langjährige Beteiligung an Vorträgen in in Lehrerkreisen eine größere Erfahrung hat. E r s p r i c h t s e h r e n t s c h i e d e n g e g e n g e n e r e l l e Z u l a s s u n g, meint aber, sie könne in gewissen Einzelfällen zugestanden werden, aber nur bei vollständigem mehrjährigem Urlaub. S e l b s t d a n n h ä l t e r d i e A b h a l t u n g v o n V o r b e r e i t u n g s k u r s e n f ü r n o t w e n d i g."

Diese gewiß vorsichtig abwägenden Worte eines gegen den Volksschullehrerstand unvoreingenommenen Mannes bezeugen aufs deutlichste, daß das Seminar so wie es heute noch ist, in keinem Falle eine ausreichende Vorbildung für die Universität gewährt. Sie dient hoffentlich dazu, manchen streitbaren Vorkämpfer der Lehrerbildungssache ein gewisses ruhiges Maß und eine bescheidne Wertung des Vorhandenen zu lehren, wie sie der Mehrheit der deutschen Lehrerschaft ja durchaus eigen ist.

Der deutsche Protestantismus, zumal seine in diesem Punkt einflußreichsten Vertreter, die liberalen Geistlichen, wissen sich nun mit der Lehrerschaft unseres Vaterlandes eins in der Forderung: die Vorbildung des Lehrers muß umgestaltet, verbessert, gehoben werden. Für unser deutsches Volk ist das Beste gerade gut genug. Der Allgemeine deutsche Lehrertag fordere nachdrücklichst Hebung des Niveaus der Seminare, insbesondere durch Aufnahme mindestens einer Fremdsprache in den obligatorischen Unterricht, Vertiefung der religiösen Unterweisung durch vertrauensvolle Mitteilung der gesicherten Ergebnisse der kritischen Theologie und Einschränkung der kirchlich approbierten Methoden, Erweiterung des historischen Wissensstoffes, Loslösung des naturwissenschaftlichen Unterrichts von der Bevormundung durch das kirchliche Dogma usw.. Schließlich suche er für die deutschen Lehrer die Berechtigung zum zeitweiligen Besuch der Universitäten weiter zu befestigen und allgemeiner zu machen.

Was die Verpflichtung zum Universitätsstudium als Norm der Berufsvorbereitung des Volksschullehrers betrifft, so dürfte, abgesehen von den obigen prinzipiellen Bedenken, die aus dem Wesen des Hochschulunterrichts sich ergeben, auch der beste Wille der Behörden an ganz gewöhnlichen praktisch-materiellen Hindernissen scheitern. Die Ausbildung des Lehrers ist zur Zeit eine billige und kurze im Vergleich zu den bedeutenden Opfern an Geld und Zeit, die das Studium bei jeder einzelnen Fakultät erfordert. Kann der Staat, der bei der jetzigen Art der Berufsvorbereitung wahrlich keine schlechten Erfahrungen mit seiner Lehrerschaft gemacht hat, die durch die Einschaltung des Universitätsstudiums in deren Bildungsgang entstehenden erheblichen Mehrkosten einfach zu gunsten dieses einen Standes übernehmen, während er sie von anderen Berufen, für die das Universitätsstudium nach heutiger Lage der Dinge unerläßlich ist, fordern muß? Welche Mittel müßten, wenn er aus Erwägungen der Gerechtigkeit die dahingehenden Wünsche ablehnte, die Familien zur Ausbildung ihrer Söhne und welche Summen die Kommunen, und er selbst wieder als Subventionen für dieselben aufwenden, um die Lehrergehälter zu leisten, die der allgemeinen Verpflichtung zum Besuch der Universität entsprechen würden! Solche und ähnliche Forderungen, der Staat solle auf der Grundlage des Seminars, also in viel kürzerer Ausbildungszeit und mit Hülfe wesentlich geringerer Mittel, dieselben Berechtigungen des obligatorischen Besuchs einer Hochschule verleihen, wie sie andere Stände durch eine lange Vorbereitungs- und später Wartezeit bezahlen, sind durchaus übertrieben und dienen, wo die pro domo eifernde Leidenschaft ihre Sprache schärft, lediglich dazu, einen hochachtbaren und vaterlandsfreundlichen Stand unzufrieden und begehrlich zu machen. Die Erfüllung der radikalen Forderung, den Seminarabiturienten die volle Berechtigung zum Universitätsstudium zu geben, würde nicht bloß zu einer Entwertung der Wissenschaft, sondern zu bedenklichen sozialen Verschiebungen, kurz zu manchen kulturellen Ungeheuerlichkeiten führen. Auch der Wunsch vieler, die Bildung des Volkslehrers durch Absolvierung eines Realgymnasiums, ja selbst einer Oberrealschule zu begründen und auf der Universität abzuschließen, ist zu weitgreifend. Es würde die praktischen Ziele der Volksschule verschieben und unnütz über ihre Bedürfnisse hinausheben. Die Universität als Stätte der Berufsvorbereitung gehört den Ständen, für welche die wissenschaftliche Bildung unerläßlich ist. Zu freiem Studium und zur Vertiefung des persönlichen Wissens soll sie natürlich für jeden Gebildeten ihre Tore weit öffnen.

Ist es nicht des Lehrerstandes würdiger, eine aus seinem geschichtlich gewordenen Wesen und der Eigenart seiner besonderen Tätigkeit entwickelte Vorbildung auszugestalten und zu vertiefen, als sich in der äußerlichen Nachahmung anderer Stände und Berufsarten zu gefallen, wie es da und dort in seiner Presse zu Tage tritt? Der allen Ernstes von manchen Rufern im Streit um die Lehrerbildung geforderte Dr. paed. wäre für den Kenner der geschichtlichen Entwicklung doch wohl ein Wechselbalg. Der Volksschullehrerstand soll seine Eigenart zu bewahren suchen und zu stolz sein, Berechtigungen und Würden zu verlangen, die nur äußerer, bunter Flitter sein würden, weil sie nicht organisch aus seiner Berufsausbildung hervorwachsen und zudem bei manch einem eine ungesunde Streberei, eine Verleugnung vieler schlicht-natürlichen Funktionen des Volkslehrers, ja, eine gewisse Untüchtigkeit zur Vermittlung der doch hochnotwendigen praktischen Fertigkeiten an die unteren sozialen Schichten großziehen würde.

Noch eins: Die deutsche Lehrerschaft möge aus dem zum Königsberger Thema hier Bemerkten keine schroffe Absage, sondern eine ruhige Darlegung des Erreichbaren aus befreundeter Feder herauslesen. Mag sie die Beseitigung klerikaler Bevormundung anstreben — selbst wir theologischen Vertreter der Sache einer freien religiös-sittlichen Kultur unseres Volkes haben nichts dagegen und werden an unserem Teile an jenen großen Zielen sogar Mitarbeit leisten, wir geben aber dem Wunsche Ausdruck, daß die Lehrer, die bei dem großen Werk der Volksbildung unsere Erfahrungen, unser Wissen und unseren Einfluß auf das Volksgemüt doch eben auch brauchen, die aufrichtige Freundschaft, die wir ihnen entgegentragen, ehrlich erwidern, damit freier Protestantismus und wahre Volkserziehung, die in Deutschland, ja in der ganzen Welt, mit einander stehen und fallen, sich immer besser in die Hände arbeiten zum Heile unseres Vaterlandes und zur Erreichung der idealsten Menschheitsziele.

Rom
oder:
Mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.
II.

3. Der Protestantismus ist der Feind, ihm gegenüber ist jedes Mittel erlaubt, die Gegensätze in seiner Mitte sind auszunutzen.

Durch die Reformation hat Rom wie durch kein anderes Ereignis Abbruch erlitten, und der Protestantismus erweist sich trotz seiner Vielgestaltigkeit fort und fort als eine geistige und eine religiöse Macht ersten Ranges. Er steht Rom und seinen Plänen hauptsächlich im Wege. So ruht und rastet es nicht, ihn unschädlich zu machen. In der Wahl seiner Mittel ist es nicht wählerisch. Bleibt der Weg der Gewalt ausgeschlossen, greift man zu den giftigen Waffen der Verleumdung. Man darf das wagen. Die Evangelischen sind das gewohnt, viele nehmen die Schmähungen von römischer Seite als etwas Selbstverständliches hin, regen sich kaum darüber auf. So kann man ungescheut alles, was ihnen heilig ist, in den Staub ziehen, und die Erfahrung lehrt, daß davon doch etwas hängen bleibt. Aber noch etwas anderes verspricht Erfolg. Der Protestantismus vertritt die Freiheit und Selbständigkeit der religiösen Überzeugung. Daraus erwächst naturgemäß eine Verschiedenheit der Anschauungen und Richtungen. Diese Gegensätze stoßen dann aufeinander. Das bietet Rom willkommene Gelegenheit, die eine Partei gegen die andere zu benutzen und sie beide miteinander zu verfeinden. So hat man es oft mit den Lutheranern und Reformierten getan. In der Gegenwart herrscht innerhalb der Evangelischen der Kampf zwischen der hergebrachten und der modernen christlichen Weltanschauung. Die Protestanten aller Schattierungen sollten freilich Rom gegenüber zusammenstehen. Die Kluft zwischen Rom und den Protestanten ist viel größer als die zwischen den verschiedenen protestantischen Richtungen. Schon mit dem Worte: „ich glaube", verbindet der Evangelische einen anderen Sinn als der Anhänger Roms. Wie der Glaube auch im einzelnen sich gestalten mag, Gott selbst bleibt für die Evangelischen die Zuflucht, Mittelwesen, wie die

sogenannten Heiligen, kommen nicht in Betracht, geschweige, daß die Andacht sich ihnen vornämlich zuwendet. Und wie die Auffassung von Christi Ursprung und Wesen auch lauten mag, den Evangelischen ist er der Mittler und der alles beherrschende Mittelpunkt, während er in Rom hinter seinem angeblichen Statthalter und der Maria zurücktritt. Aber es war von jeher protestantische Unart, gegen den gesinnungsverwandten, nur anders gerichteten Glaubensgenossen besonders empfindlich zu sein und ihm die Bruderhand zu weigern. Auch heute sind die Rechtsstehenden und die Linksstehenden bei uns geneigt, möglichst weit von einander abzurücken. Rom schmeichelt nun den orthodoxen Protestanten, daß es vor solchem Glauben Achtung habe, und diese, unbekümmert darum, daß von römischer Seite die Reformation für allen Atheismus und Materialismus in der Welt, für alle Sünden und Laster auf Erden verantwortlich gemacht wird, gehen lieber mit der „Schwester-Kirche" als mit den eigenen Glaubensgenossen. Die schroffe Haltung der Orthodoxie und ihr Liebäugeln mit Rom reizt dann die Liberalen, daß sie ihre Kraft vor allem an die Überwindung der Orthodoxie setzen. So bringt man es mit leichter Mühe fertig, daß die Protestanten sich gegenseitig schwächen und den Blick von dem eigentlichen Gegner, der sie alle haßt und auf ihren Untergang bedacht ist, abwenden. Während dem kann Rom desto ungestörter seine Maulwurfsarbeit fortsetzen, und angesichts der Gegensätze in der evangelischen Kirche kann es selbstbewußt von der Selbstzerfleischung des Protestantismus reden und selbstgerecht darin ein Gottesgericht wittern. Verleumden und entzweien kein neues, immerhin bewährtes Rezept.

4. **Rom verquickt Religion und Politik mit einander, bindet sich dabei nach keiner Seite, preist sich aber immer als Hort aller Ordnung an.**

Rom hält strenge Disziplin unter seinen Anhängern, erweist sich dadurch als Staat im Staate. Das macht Eindruck. Man verhandelt mit ihm, wie mit einer weltlichen Macht. Rom tritt selbstbewußt auf. Das verfehlt seine Wirkung nicht. Man bemüht sich um seine Gunst. Mischt Rom sich auch in alle weltlichen Angelegenheiten der Völker, wird man erst recht suchen, mit ihm gut zu stehen, wird sein Einfluß steigen. Jesus Christus sagt freilich: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Rom will aber gar nicht Christi, sondern die eigene Herrschaft auf Erden. So hat es seine Hand gern bei allen weltlichen Dingen im Spiele. Es fühlt sich dabei auch ganz als Kind dieser Welt. Nicht die sittlichen Grundsätze sind maßgebend, die diplomatische Verschlagenheit hat das entscheidende Wort. Darum sich auch nie an eine bestimmte Macht oder Zeitströmung binden! Treue ist ein leerer Wahn. Rom geht je nach der Zeitlage und seinem Vorteil heute mit diesem, morgen mit jenem Staate zusammen, unterstützt bald die rückständigste Partei, bald die fortgeschrittenste Demokratie, ja den Umsturz. Auf diese Weise bleibt Roms Bundesgenossenschaft stets unberechenbar. Um sie im einzelnen Falle zu gewinnen, muß man daher etwas bieten, einen Preis zahlen. Und da die Geschichte lehrt, daß die Menschen aus ihr nie etwas lernen, hat Rom vor solcher Unzuverlässigkeit nichts zu befürchten. Rom kann hinweisen, daß es den Sturm von Jahrhunderten überstanden hat. Es wird nicht müde, sich als Hort der bestehenden Ordnung, als starken Felsen inmitten aller unruhigen Bewegungen der Zeit anzupreisen. Und die Menschen werden nicht müde, dieser wohlfeilen Versicherung zu glauben, und meinen Roms Beistand nicht entbehren zu können. Alle Machtfaktoren gegen einander ausspielen und sich gleichzeitig als Retter aus allen Nöten hinstellen: eine sehr einfache Methode, aber, wie sich gezeigt hat, führt sie immer wieder zum Ziele.

5. **Rom kann warten und ist über menschliche Rührungen erhaben.**

Das alte Rom ist nicht an einem Tage erbaut. So rechnet auch das päpstliche Rom nicht nach Jahren und Jahrzehnten. Menschen kommen und gehen, weltliche Reiche steigen empor und sinken von ihrer Höhe, geistige Strömungen setzen ein und werden von anderen abgelöst. Darauf hofft Rom. Es schmiegt sich den Zeitverhältnissen an, läßt Ansichten zu, die es nicht hindern kann, betrachtet sie aber als unverbindlich, stellt Ansprüche, die es nicht durchsetzen kann, zurück, gibt sie aber nicht auf, sondern behält sich vor, sie im geeigneten Augenblick geltend zu machen. Klug und zielbewußt verfolgt man seinen Plan und läßt sich durch kein Ereignis irre machen. Rom kann warten. Möglich ist das freilich nur, wenn man gegen die äußeren und inneren Nöte in der Welt kühl bleibt. Rom hat das gelernt, weiß nur von einer Rücksicht, von der auf die Herrschaft über die Welt. Es rühmt sich zwar, daß ihm das Heil der Seelen, die Wohlfahrt der Völker am Herzen liege. Tatsächlich hat es Gegenden mit dem Interdikt belegt, den Bewohnern allen geistlichen Trost versagt, um den Staat in Machtfragen zur Nachgiebigkeit zu zwingen, hat es in einem Lande seine Gläubigen geistlich Not leiden lassen, weil hier Gesetze eingeführt waren, die es anderswo unbeanstandet gelassen hatte, nur um einen Druck auf die weltliche Gewalt zu üben, hat es Kriege heraufbeschworen und ruhig mit angesehen, wie Völker sich verbluteten, wenn es nur hoffen konnte, dadurch seine Macht zu erhalten und zu erweitern. Durch Zähigkeit ermüdet man die Menschen und durch Rücksichtslosigkeit läßt sich vieles erreichen.

Alles so einfache Mittel, die in der einfachsten Weise ineinander greifen. Rom hat gerade in Deutschland oft seine besten Stützen gehabt. Auch in der Gegenwart spannen sich viele Deutsche vor den Triumphwagen Roms. Kein Volk ist zwar von ihm so schlecht behandelt worden, wie das deutsche, und die deutschen Katholiken werden auch heutzutage hinter allen anderen zurückgesetzt. Aber der Deutsche ist von Natur fromm und treu. So meinen die Katholiken bei uns, an ihrem Glauben und deshalb auch an Rom festhalten zu müssen. Aber begreiflich, wenn die klugen Monsignores manchmal lächeln, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.

Öffentliche Versammlung
des
Evangelischen Bundes
Montag, den 30. Mai 1904, abends 7½ Uhr,
im grossen Saale des Gewerbehauses

Tagesordnung:
1. Jahresbericht.
2. Bericht des bremischen Vertreters über die Gesamtvorstandssitzung des Evangelischen Bundes in Coburg.
3. Ansprachen über die bedrohte Lage des Deutschen Protestantismus: Pastor Hartwich u. Missionsinspektor Schreiber.

Im Anschluß
Mitglieder-Versammlung:
1. Bericht und Rechnungsablage.
2. Neudruck und Änderung des Statuts.
3. Ergänzung des Vorstandes.

Kirchlich-liberale Vereinigung in Schlesien.
General-Versammlung
Pfingstdienstag, den 24. Mai,
nachmittags 4 Uhr,
im Bernhardin-Pfarrhaussaal zu Breslau.

1. Erbauliche Ansprache: Propst Decke-Breslau.
2. Referat von Pastor Linke-Hirschberg über: „Die Unentbehrlichkeit des kirchlichen Liberalismus und der modernen Theologie für die protestantische Kirche der Gegenwart."
3. Bericht der Vertrauensmänner über bereits bestehende oder geplante Ortsvereine.
4. Kassenbericht des Schatzmeisters.
5. Anträge.

Nach Schluß der Tagung gemeinsames Abendbrot.

Die Mitglieder sowie alle Freunde und Gesinnungsgenossen sind herzlichst und dringend hierzu eingeladen.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

London.
Die Predigerstelle der Freien deutsch-evangelischen Gemeinde in Camberwell, London, ist infolge des Rücktritts des bisherigen Pastors, wegen andauernder Krankheit, frei geworden und soll nunmehr wieder besetzt werden. Gehalt Lst. 300.—. Bewerber, liberaler Richtung, werden gebeten, sich an den Schriftführer Herrn Robert Campbell 34 De Crespigny Park, Denmark Hill, London S. E. zu wenden.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.